



Zum „postsynodalen“ Schreiben von Papst Franziskus „Amoris laetitia“

Es folgen zwei Kommentare, die sich von unterschiedlichen Gesichtspunkten mit dem Schreiben Amoris laetitia auseinandersetzen (Red.).

I. Jean-Pierre Wils

„amoris laetitia“ – (k) ein Grund zur Freude?

Zwischen Euphorie und Enttäuschung bewegten sich die Reaktionen, als vor einigen Wochen das „nachsynodale apostolische Schreiben“ *amoris laetitia* von Papst Franziskus veröffentlicht wurde. Aber auch Stillschweigen – innerkirchlich wie auch außerhalb – prägte die Wahrnehmung des Dokuments. Und gelesen oder ungelesen forderte der Text Stellungnahmen heraus, die in aller Regel die bereits vorgefassten Eigenpositionen widerspiegeln.

Diese eigentümliche Rezeption bzw. Nicht-Rezeption sind auf zwei Gründe zurückzuführen: Zum einen hat das Schreiben eine politische Funktionsstelle. Es ist ein Positionspapier, das die Spannungen im Gefüge der Institution reduzieren soll, Spannungen, die den Pontifikat begleiten oder gar von diesem ausgelöst werden. Denn das Programm des Papstes, wenn man es so nennen will, ist eigentümlich unscharf. Handelt es sich im Falle dieses Oberhauptes um einen Reformator oder um einen sanften Rückwärtsgewandten? Vielleicht benötigt eine solche Führungsposition ein gerütteltes Maß an Unschärfe, damit die Gesprächsfäden innerhalb der steil-hierarchisch verfassten Struktur der römischen Kirche nicht vollends reißen.

Im Ungefähren lässt sich die Gefahr der Kollision jedenfalls eine Zeit lang besser reduzieren als in dem transparenten Raum der offenen Auseinandersetzung. Aber unter der undurchsichtigen wolkigen Schicht des „sowohl als auch“ kann die Atmosphäre sich elektrisch aufladen, bis das Gewitter sich entlädt und Chaos um sich greift. Denn mit Händen zu greifen sind die innerkirchlichen Zerwürfnisse, die Streitigkeiten über den künftigen Kurs des klerikal dominierten Großdampfers. Franziskus ist Stein des Anstoßes und Hoffnungssikone zugleich. Auf diesem Hintergrund hat das Dokument die Funktion der Konfliktentschärfung. Und in der Tat wird jeder fündig.

Ein zweiter Grund für die diffuse Rezeption hat mit der Verfasstheit des Textes zu tun: *amoris laetitia* ist ein Amalgam, ein Kessel Buntens, in dem wilde Exegese, Einsprengsel sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse, eine Bulimie-artige Zitationswut aus eigenen, also kirchlichen Dokumenten, kulturpessimistische Diagnosen, moraltheologische Kleintraktate und belehrende Pädagogik sich abwechseln, zusammengehalten durch einen Ton predigerhaften Besserwissens. Erneut: da stößt jedermann auf ihn ansprechende Fundstücke, weshalb der gleiche Jedermann auf Stücke stößt, die er lieber nicht gefunden hätte. Wäre das Dokument eine Diplomarbeit, müsste sich ein Hochschullehrer genötigt fühlen, sie in den Orkus des Vergessens zu verbannen. Lasst uns ehrlich sein – dieser Text ist unlesbar, eine literarische Zumutung ersten Grades, ein wackeliges Hochhaus sprachlich unfest geschichteter Stockwerke.

Das Schreiben will alle – fast alle – ansprechen, und das in der richtigen Reihenfolge, kirchenhierarchisch top-down entlang dem Merkmal geweihter Positionen mit letztem Übertritt zu den „Eheleuten“ und sogenannten „Laien“. Um die es doch eigentlich geht, so würde man meinen. Aber da mag man sich täuschen. Nicht zufällig ist das Merkmal, das den Text durchgängig bestimmt, das der Selbstreferenz: Die Kirche spricht zu den „Eheleuten“ und „Laien“, indem sie *von* und *zu* sich selber spricht. Das Amalgam macht es möglich: Es stärkt die Illusion, die Welt da draußen zu erreichen, ohne dass man Gefahr läuft, den eigenen Hof zu verlassen. Rhetorisch wagt man den Weg nach Außerhalb, das heißt ohne das Risiko, dort in der Wirklichkeit anzukommen.

Aber nun zu meiner Lektüre, zu einer Lektüre, die mich irritiert, teils auch deshalb, weil sie meine Irritationen irritiert. Am Anfang ist alles simpel. Alleine schon das Inhaltsverzeichnis lässt einen verzweifeln, vor allem die Weise, in der der Leser angegangen wird, denn es handelt sich um einen Leser, nicht um eine Leserin. „Du und deine Frau“ lautet nämlich die erste Überschrift im ersten Kapitel „Im Licht des Wortes“. Spätestens hier – und „spät“ ist noch sehr, sehr früh – möchte man den Text weglegen. Käme mittlerweile nun wirklich niemand unter den Schreiberlingen auf die Idee „Du und dein Mann“ zu sagen? Hat man sich von dieser Anhängelsprache immer noch nicht verabschieden können? Aber auch das „Du“ empfand ich als Aufdringlichkeit. Ich lasse mich (und meine Frau) so nicht ansprechen, jedenfalls nicht von jedermann und schon gar nicht in der ehedoktrinären Absicht, uns das rechte Verhalten aufzuzeigen.

Übergriffiges kennzeichnet die Eröffnung und stößt auf. „Deine Kinder wie junge Ölbäume“ lautet die nächste Überschrift – eine verunglückte Metapher mit hohem Kitschwert. Die dritte Überschrift übertrifft alle Befürchtungen: „Ein blutbefleckter Weg des Leidens“ führt ein in die biblischen Ehetexte. Geht es noch? Sind das die ersten Stimuli auf dem Weg zur Freude an der Liebe? Wäre eine vorsichtige Abrüstung in sprachlicher und moralischer Absicht nicht spätestens jetzt angesagt?

Keineswegs, denn der biblisch-theologische Einstieg geht in die Totale. Ich möchte lediglich wenige Sätze zitieren, die illustrieren sollten, wie weit der Text sich versteigt in ein religiöses Phantasma über die Liebe. Im Abschnitt 11 heißt es: „Das liebende Paar, das Leben zeugt, ist [...] imstande, den Gott, der Schöpfer und Erlöser ist, *darzustellen* [...], denn die Zeugungsfähigkeit des menschlichen Paares ist der Weg, auf dem sich die Heilsgeschichte entwickelt. [...] Der dreieinige Gott ist Gemeinschaft der Liebe, und die Familie ist sein lebendiger Abglanz.“ Es handelt sich hier um nichts weniger als um eine gefährliche religiöse Totalisierung der Liebe. Auf diesem Wege bemächtigt sich eine Instanz, die sich als die Repräsentantin jener Trinität auf Erde betrachtet, einer menschlichen Institution – die der Familie –, um sie mit einer ebenso totalen Deutung zu überziehen. Wäre dies bloß religiöser Kitsch, könnte man über jene Sätze hinweglesen, aber sie stellen (neben zahllosen anderen Beispielen) völlig überhitzte sprachliche Übergriffe dar, welche Zuständigkeiten und Interpretationsmonopole beschwören. Denn weshalb wird „Adam“ „der Mann aller Zeiten und aller Religionen“ (13) genannt, wenn nicht um die christlich-maskuline Hoheit über den zeitlich und räumlich totalisierten Bereich der Liebe abzustecken?

Da nutzt es wenig, wenn wenig später von dem „unerschöpflichen Mysterium der Ehe und der Familie“ (31) die Rede ist. Denn dieses (angebliche) Mysterium stellt keineswegs einen Anreiz zu Demut und Bescheidenheit, zu Vorsichtnahmen spiritueller oder gar moralischer Natur dar. Im Gegenteil, das Mysterium will gehütet werden, und je unerschöpflicher ein solches Mysterium ist, um so gehüteter will es sein. Vor allem dann, wenn die Kultur des Westens – so scheint es – sich restlos verbraucht hat. Die „verfallende Welt“ (38), die „Kultur des Provisorischen“ (39) – solche Formulierungen eröffnen ein ganzes Panorama, wo man inmitten von „Drogenabhängigkeit“, „Suizid“, „Alkoholismus“ und „Spielsucht“ (50) nach Licht in der Finsternis des Zeitalters fahnden muss. Nun fragt man sich, weshalb diese Themen einen *speziellen* Fokus auf die Situation von Ehe und Familien werfen. Vermutlich benötigen wir diese düstere Kulisse, damit wir das Licht der Wahrheit, wie es die ermüdenden Endlosseiten der nun folgenden Ehe- und Familientheologie zu verkündigen versuchen, auch angemessen würdigen können. Nein, Einzelheiten jener Kulturdiagnostik sind mit Sicherheit nicht verkehrt, aber sie dienen der Verdichtung eines tiefen Pessimismus, der angesichts der Lage der Dinge offenbar angebracht sei.

Umso kontrastreicher fällt die Konfrontation mit der erhabenen Ehetheologie aus, die im dritten Kapitel folgt, das übertitelt ist mit „Auf Jesus schauen – die Berufung der Familie“. Jesus ist offenbar der große Freund der Familie, ein Familienmensch reinsten Charakters. Aber lässt sich das wirklich behaupten angesichts folgender zwei Bibelstellen, die ob ihres harschen Tons vermutlich einen hohen Authentizitätswert besitzen? So heißt es doch Matthäus 19, 29: „Jeder, der Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Äcker verlässt um meines Namens willens, der wird's hundertfältig empfangen und das ewige Leben ererben“. Und härter noch Lukas 14, 25f.: „Wenn einer zu mir kommt und hasst nicht seinen Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern, und dazu noch sein eigenes Leben,

der kann nicht mein Jünger sein.“ Dass angesichts dieser Jesus-Worte Zweifel darüber entstehen, dass das katholische Familienideal wirklich über ein jesuanisches Fundament verfüge, ist wenig überraschend. Der Hinweis darauf, Jesus habe sein öffentliches Wirken auf der Hochzeit zu Kana begonnen (64), mutet da hilflos und auch irgendwie niedlich an. Nein, das Neue Testament lässt sich zu einer Fundgrube für Ehespiritualität nicht umbiegen.

Biblische Angemessenheit wird allerdings auch nicht bezweckt. Die Ehe-Theologie und die in den folgenden Kapiteln in die Breite ausgetretene Ehe-Doktrin haben eine andere Funktion. Sie signalisieren *innerkirchlich* das feste und unverbrüchliche Traditionsband dieses Schreibens. Man kann sich auch nur schwer vorstellen, dass diese Textbestände von den Leuten, *die es offenbar betrifft*, den Ehepaaren und Familien nämlich, auch tatsächlich gelesen werden. Meine Irritationen wurden – bis zu diesem Zeitpunkt der Lektüre – dann auch ganz und gar bestätigt. Der Text ist gewissermaßen aus der Welt herausgefallen. Ton, Stil und Botschaft, vor allem die wirklich völlig aufgeblähte Theologie, die selbstverliebte Eigenzitation und die penetrante Neigung, keinerlei Details des Ehe- und Familienlebens auszulassen, schwächen das Schreiben ungemein. Wäre da nicht das achte Kapitel, das die Irritationen irritiert.

Wenn die (vermutliche) Handschrift des Papstes irgendwo zu finden ist, dann auf den Seiten, die nun folgen. Die Gedanken über Barmherzigkeit (291) und die „Gradualität der Seelsorge“ (293f.) vermögen zu überzeugen. Der Aufruf, nicht zu katalogisieren und sich in „allzu starren Aussagen“ (298) einzuschließen, lässt frische Luft in die miefige Atmosphäre der vorangegangenen, weitschweifenden Gedankenkonstruktionen einströmen. Das Plädoyer für einen „differenzierten Blick für unterschiedliche Situationen“ durchbricht das starre und monotone Schauen auf ein Familienmodell, das manchmal schwer von einem reinen Klischee zu unterscheiden ist. Nun darf die (katholische) Tradition der Epikie, der „Billigkeit“ des Urteils als Gegenstück zur unheiligen Einfalt des Verurteilens, zur Geltung kommen. Auch hier ist die Angst manchmal mit Händen zu greifen, der Kirche könnte eine Doppelmoral vorgeworfen werden, falls der Eindruck entstünde, die absolute Wahrheit ihrer (Ehe-)Gesetze stehe *neben* ihrer Relativierung in der pastoralen Milde. Das Gesetz kenne nämlich *keine* Gradualität (300). Die Fallhöhe in die Pastoral ist deshalb beträchtlich. Eine interessante (und vermutlich auch aussichtslose) Diskussion finge hier im Grunde erst an. Dennoch – die besseren Elemente der moraltheologischen Tradition kommen zum Tragen: Das negative Urteil über eine „objektive“ Situation müssen *nicht* zu einem „Urteil über die Anrechenbarkeit und die Schuldhaftigkeit der betreffenden Person“ (302) führen. Nicht eine Logik der Exklusion, sondern „die Logik der Integration“ (229) solle vorherrschen und „das Gewissen“ der Menschen sei einzubeziehen. (303)

Unschwer lässt sich an dieser Stelle monieren, dass die Berufung auf Barmherzigkeit und Billigkeit nur deshalb so nötig ist, weil das Ehemodell zeitenfremd und in seiner Alternativlosigkeit einschnürend wirke. Vielleicht ist der ganze Text auch nicht „revolutionär“, wie Hubert Wolf meint, sondern lediglich eine Zusammenführung unterschiedlicher, längst bestehender Auffassungen und Praktiken, wobei er für *alle* Entscheidungs- und Würdeträger in der Kirche, also für Gegner und Befürworter einer Liberalisierung, argumentatives Potential enthält. Das mag Alles sein. Von einem neuen Wind zu sprechen wäre auch wirklich verfrüht. Von einer Brise kann die Rede sein. Man ist ja bescheiden geworden.

Prof. Dr. Jean-Pierre Wils, Ordinarius für philosophische Ethik und Kulturphilosophie an der Radboud Universität Nimwegen, Niederlande.

II. Norbert Scholl

„Amoris laetitia“ und der mündige Glaube

Das *Zweite Vatikanische Konzil* (1962-1965) fordert von den „Laien“ einen „reineren und reiferen Glauben“ (GS 62). Dazu sollen sie gelangen, indem „nicht nur die theologischen Prinzipien, sondern auch die Ergebnisse der profanen Wissenschaften, vor allem der Psychologie und der Soziologie, wirklich beachtet und angewendet werden“ (ebd.). Warum dieser Glaube ausdrücklich nur von den „Laien“, nicht aber auch von den Klerikern verlangt wird, bleibt ein Geheimnis. Immerhin: Im gleichen Absatz wird von „Klerikern wie Laien“ verlangt,

dass ihnen „die entsprechende Freiheit des Forschens, des Denkens sowie der demütigen und entschiedenen Meinungsäußerung zuerkannt werden (muss) in allen Bereichen ihrer Zuständigkeit“ (ebd.). Konsequenterweise werden als „Heilmittel gegen den Atheismus“ nicht Abkapselung oder Einriegelung genannt, sondern „das Zeugnis eines lebendigen und gereiften Glaubens, der so weit herangebildet ist, dass er die Schwierigkeiten klar zu durchschauen und sie zu überwinden vermag“ (GS 21).

Mit seinem Handeln und mit seinem „postsynodalen“ Schreiben „*Amoris laetitia*“ (Al) hat Papst Franziskus den Gläubigen diesen „reineren, lebendigen und reiferen Glauben“ zugemutet. Er hat nicht, wie manche von ihm erwartet hatten, endlich genau gesagt, „wo es lang geht“, sondern hat vieles offen gelassen und an das Gewissen seiner „Kleriker und Laien“ appelliert.

„Erinnerung“, nicht Anordnung

Zuerst bringt Franziskus „ein allgemeines Prinzip in Erinnerung“: „Die Hirten (= Bischöfe, Pfarrer, N.S.) mögen beherzigen, dass sie um der Liebe willen zur Wahrheit verpflichtet sind, die verschiedenen Situationen gut zu unterscheiden“ (*Familiaris consortio*, 84). Der Grad der Verantwortung ist nicht in allen Fällen gleich, und es kann Faktoren geben, die die Entscheidungsfähigkeit begrenzen. Daher sind, während die Lehre klar zum Ausdruck gebracht wird, Urteile zu vermeiden, welche die Komplexität der verschiedenen Situationen nicht berücksichtigen. Es ist erforderlich, auf die Art und Weise zu achten, in der die Menschen leben und aufgrund ihres Zustands leiden“ (Al 79). Merkwürdigerweise ruft Franziskus nur bescheiden „in Erinnerung“; er ordnet nicht an. Er weist sogar ausdrücklich auf Ausnahmefälle hin (Al 247). Franziskus ist der festen Überzeugung, „dass Jesus Christus eine Kirche möchte, die achtsam ist gegenüber dem Guten ... eine Mutter, die klar ihre objektive Lehre zum Ausdruck bringt und zugleich nicht auf das mögliche Gute verzichtet, auch wenn sie Gefahr läuft, sich mit dem Schlamm der Straße zu beschmutzen“ (Al 308).

Es ist bezeichnend für das in der römischen Kurie noch immer verbreitete engstirnige Denken, dass der deutsche Kurienkardinal Walter Brandmüller sich sofort aufgerufen fühlte, „vor einer Aufweichung katholischer Grundsätze beim Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen“ zu warnen und „dem vermeintlichen Ausweg eine Absage (zu erteilen), Gläubige, die in einer kirchenrechtlich ungültigen zweiten Ehe leben, auf der Grundlage einer Ausnahmeregelung zur Kommunion zuzulassen. ... Auch der ‚Ausweg‘, in Einzelfällen Ausnahmen zuzulassen, ist eine Sackgasse. Was aus Glaubensgründen grundsätzlich unmöglich ist, ist es auch im Einzelfall“ (KNA 7.4.2016). Der von Franziskus aus dem Vatikan beförderte Kardinal Burke sieht in Al nichts anderes als „personal reflections, not meant to be taken as official Church teaching“ (Interview am 12.4.16;

<http://www.churchmilitant.com/news/article/cdl.-burke-amoris-laetitia-not-part-of-the-magisterium>). Helmut Hoping, Dogmatikprofessor in Freiburg, meint: „Man sollte eigentlich erwarten können, dass Papst Franziskus deutlich zu erkennen gibt, ob er in der Frage der Kommunion für wiederverheiratete Geschiedene nun eine Korrektur von „*Familiaris consortio*“ vornehmen will oder nicht. Die Ausführungen des Pontifex sind aber sehr ambivalent und werden daher auch ganz unterschiedlich interpretiert. Vielleicht ist das ja beabsichtigt – eine Art jesuitischer Dialektik. Ich halte dieses Vorgehen für nicht seriös“ (Interview 13.4.2016; www.domradio.de/themen/papst-franziskus/2016-04-13/dogmatiker-hoping-ueber-amoris-laetitia). Die Piusbrüder bezeichnen Al gar als „katastrophal. Noch katastrophaler ist, dass es vom Stellvertreter Christi unterzeichnet ist.“ Und sie fragen sich: „Welche Seelenhirten werden es aber noch wagen, den Zugang zur Eucharistie zu verweigern, wenn ‚das Evangelium selbst von uns verlangt, weder zu richten, noch zu verurteilen‘ (Al 308), und man ‚alle einzugliedern‘ (Al 297) und ‚die konstitutiven Elemente in jenen Situationen zu würdigen‘ hat, ‚die noch nicht oder nicht mehr in Übereinstimmung mit ihrer Lehre von der Ehe sind““ (Al 292) (<http://www.fsspx.at/de/amoris-laetitia-haeretisch>).

Wie anders klingen da die Worte des Papstes: „Wir sind berufen, die Gewissen zu bilden, nicht aber dazu, den Anspruch zu erheben, sie zu ersetzen“ (Al 37). Und er fährt fort: „Wenn man die zahllosen Unterschiede der konkreten Situationen berücksichtigt, kann man verstehen, dass man von diesem Schreiben keine neue, auf alle Fälle anzuwendende generelle gesetzliche

Regelung kanonischer Art erwarten durfte. Es ist nur möglich, eine neue Ermutigung auszudrücken zu einer verantwortungsvollen persönlichen und pastoralen Unterscheidung der je spezifischen Fälle. Und da der Grad der Verantwortung nicht in allen Fällen gleich ist, müsste diese Unterscheidung anerkennen, dass die Konsequenzen oder Wirkungen einer Norm nicht notwendig immer dieselben sein müssen“ (Al 300). Der Wiener *Kardinal Schönborn* brachte bei der Vorstellung von Al die Intention des Papstes auf den Punkt: „Das erste sind nicht die Normen, die zwar wichtig sind, an erster Stelle steht aber die Ausrichtung auf die Liebe“ (<http://www.kathpress.at/go-to/meldung/1364385/schoenborn-ausrichtung-auf-die-liebe-ist-wichtiger-als-normen>).

Mündiger Glaube

Christlicher Glaube muss mündig sein. Mündig ist ein Mensch, der gelernt hat, sich selbstverantwortlich seines Verstandes zu bedienen. Das bedeutet – nach *Immanuel Kant*: „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen.“

Wer nicht den Philosophen, sondern lieber der Etymologie folgen möchte, erfährt, dass „mündig“ abgeleitet ist von dem mittel- und althochdeutschen Wort „munt“, das so viel bedeutet wie „(Rechts-)Schutz, Schirm“. Das Wort hat allerdings bald seine Bedeutung zu „Macht“ gewandelt. „Bevormunden“ heißt dann soviel wie „jemanden an der freien Willensentscheidung hindern, gängeln.“³¹ Mündigkeit besagt demnach: sich von niemand (mehr) bevormunden lassen und sich seines Verstandes „ohne Leitung eines anderen“ bedienen.

Es ließe sich noch ein drittes Verständnis von Mündigkeit nennen, das etymologisch zwar nicht korrekt, aber vom Wortklang her eingänglich und für die Praxis durchaus wichtig ist. Mündigkeit heißt: den Mund gebrauchen können, sich zu Wort melden, nicht alles schweigend hinnehmen.

Nicht „es“ wird geglaubt, sondern „ich“ glaube.

Risikobereitschaft, Mut zum Wagnis und zur Übernahme von Verantwortung, offenes, weites Denken und Bereitschaft zum Aufbruch an neue Ufer kennzeichnen einen psychisch gesunden, reifen Glaubensvollzug. Nicht „es“ glaubt, auch nicht nur „wir“ glauben, sondern „ich“ glaube.

Das freie Wort, die offene Rede, Ehrlichkeit und Offenheit im Umgang miteinander haben der Christenheit noch nie geschadet, sondern sich stets als hilfreich und heilsam erwiesen. Schon *Paulus* rühmt sich, er sei „mit großem, Freimut“ aufgetreten (1 Thess 2,2; 2 Kor 3,12) und der Epheserbrief verlangt diesen Freimut auch von allen Verkündern des Evangeliums (Eph 6,19). Dialogfähigkeit nimmt den Gesprächspartner ernst, geht auf ihn zu, hört seine Argumente an, prüft sie unvoreingenommen. So kann sich eine vorurteilsfreie Beziehung aufbauen und es können für beide Seiten befriedigende und konstruktive Lösungen miteinander ausgehandelt werden. „Niemand hat das Recht, die Autorität der Kirche ausschließlich für sich und seine eigene Meinung in Anspruch zu nehmen. Immer sollen sie in einem offenen Dialog sich gegenseitig zur Klärung der Frage helfen; dabei sollen sie die gegenseitige Liebe bewahren und vor allem auf das Gemeinwohl bedacht sein“ (GS 43).

Die Kirchenleitungen täten gut daran, von erwachsenen Menschen, Klerikern wie „Laien“, nicht „Gehorsam des Willens und des Verstandes“³² zu fordern, sondern das Zeugnis eines reifen und reflektierten Glaubens zu fördern. Christlicher Glaubensgehorsam setzt den Menschen in seine eigentliche Freiheit und Mündigkeit ein, weil er ihn dazu anleitet, auf die Stimme des eigenen Gewissens mehr zu hören als auf Worte und Weisungen von Menschen.

³¹ Der Große Duden. Bd.7 Etymologie, Mannheim 1963, 748.

³² Vgl. Kongregation für die Glaubenslehre, Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles 98 (24.5.1990), Nr. 25. 30. 32. 34. Hg. Dt. Bischofskonferenz, Bonn.

Genau diese Richtung verfolgt das Schreiben des Papstes. Es engt nicht ein, sondern öffnet die Türen und zeigt Perspektiven auf. Es markiert keine Grenzen, sondern weitet den Horizont. Es ergeht sich nicht in Warnungen und Verboten, sondern appelliert an die Freiheit eines Christenmenschen und an die eigenverantwortete Gewissensentscheidung jedes einzelnen.